

Breslauer Zeitung.



Zeitung.

Biwettsjährlicher Abonnementssatz in Breslau 6 Mark. Wochen-Abonnement 60 Pf.
außerhalb pro Quartal 7 Mark 50 Pf. — Inserationsgebühr für den Raum einer
kleinen Zeile 30 Pf., für Inserate aus Schlesien u. Polen 20 Pf.

Expedition: Herrenstraße Nr. 20. Außerdem übernehmen alle Post-
anstalten Bestellungen auf die Zeitung, welche Sonntag einmal, Montag
einmal, an den übrigen Tagen decimal erscheint.

Nr. 67. Morgen-Ausgabe.

Einundsechzigster Jahrgang. — Eduard Trewend Zeitungs-Berlag.

Dienstag, den 28. Januar 1890.

Abonnements-Einladung.

Die unterzeichnete Expedition lädt zum Abonnement für die Monate Februar und März ergebenst ein.

Der Abonnementssatz für diesen Zeitraum beträgt in Breslau 4 M., bei Zustellung ins Haus 4 M. 75 Pf., auswärts incl. des Portozuschlages 5 M., und nehmen alle Postanstalten Bestellungen hierauf entgegen.

In den k. k. österreichischen Staaten, sowie in Russland, Polen und Italien nehmen die betreffenden Postanstalten Bestellungen auf die „Breslauer Zeitung“ entgegen.

Wochen-Abonnement auf Morgen-, Mittag- und Abend-Ausgabe incl. Abzug ins Haus 60 Pf. Reichsw., auf die Abend-Ausgabe allein 25 Pf. Reichsw., auf die Kleine Ausgabe 30 Pf. Reichsw.

Expedition der Breslauer Zeitung.

Zum englisch-portugiesischen Conflict in Südafrika.

Es gehört Mut dazu, um heut zu Tage für die Engländer einzutreten, und im vollen Umfange ihr Vorgehen gegen Portugal zu billigen ist unmöglich. Das Einzige, was zu ihren Gunsten spricht, möchten wir gern vorweg nehmen. Es ist allgemeiner Natur und keineswegs gleichbedeutend mit dem eigentlichen Verhalten in dem gegenwärtigen Streitfall.

England öffnet seine überseeischen Besitzungen bereitwillig den Angehörigen und den Waaren aller Völker; Portugal sperrt sie dagegen ängstlich ab, und möchte seinen Angehörigen allein den Verdienst vorbehalten; es folgt in diesem Punkte die gleiche Tendenz wie Frankreich, aber weit stärker; es steht darin um nichts höher als Spanien. England ist das Land, das für sich selbst und für seine Colonien den größtmöglichen Verkehr entwickelt sehen möchte; es ist das Land des Freihandels. Portugal ist das Land der Prohibition, der Schutzzölle, die sich gegen alle Völker, auch gegen das deutsche, richten. Allerdings steht es Schutzzölle auch in einigen englischen Colonien, z. B. in Canada und einzelnen australischen Landschaften, allein diese sind von den localen Gesetzgebungen gegen das Mutterlandes Willen erichtet, und sie belasten die englische Waare genau so wie die deutsche oder belgische. Allerdings kommen auch in englischen Colonien einzelne militärische Operationen Fremder vor, wie z. B. im Bereich der Royal-Niger-Company gegen den Deutschen Königreich, allein was dort geschieht, ist Ausnahme von der Regel und wird über kurz oder lang zu beseitigen sein. In den portugiesischen Besitzungen stehen die Fremden prinzipiell und gesetzlich gegen die Portugiesen zurück. Endlich ist auch das zu berücksichtigen, daß den Engländern große Capitalien zur Verfügung stehen, mittelst deren sie leicht den Verkehr entfalten können, auch zum Vortheil der Fremden; den heutigen Landsleuten Basco de Gamas mangelt es daran sehr, so daß ihre Besitzungen nur geringe Culturschritte machen. Nun streben die Portugiesen an, ihre Besitzungen an der Ost- und Westküste Südafrikas, also Mossamedes und Benguela, mit Mozambique zu verbinden, und zu diesem Zwecke das obere Zambezi-Gebiet in ihren Besitz zu bringen. Die Engländer wollen diesen Gürtel durchbrechen. Sie wollen nicht dulden, daß portugiesische Zölle die schlichteren Verläufe eines Verkehrs erwidern. Aus diesen Gründen haben wir Deutschen alle Ursache, zu wünschen, daß die streitigen Gebiete englisch und nicht portugiesisch werden.

Dass die Portugiesen sich dabei auf angebliche alte Besitzungen am oberen Zambezi berufen, reicht unmöglich aus, um ihnen Sympathien zuzuwenden. Eine solche Territorialherrschaft ist nichts als eine papiere Annexion, die nach völkerrechtlicher Uebereinkunft nicht mehr zulässig ist. Einige portugiesische Ansiedlungen findet man wohl im Lande, aber auch schottisch neben ihnen.

England hat seinen Willen mit Gewalt durchgesetzt. Das ist ganz geeignet, sentimentale Politiker aufzubringen, aber für deutsche Zuschauer oder Handelsinteressenten reicht das nicht aus, um sich ein Urteil zu bilden. Ernst wird die Frage erst dadurch, daß England in einem Punkte unfehlbar den Congo-Vertrag verletzt hat, an dessen ungeschmälter Erhaltung die ganze civilistre Welt ein Interesse hat; insbesondere muß Deutschland daran liegen, daß dieser Vertrag voll und ganz in Geltung bleibt.

Die Sache liegt recht verwickelt. Die streitigen Gebiete sind beinahe Matebele-Land, Mashona-Land und das Schire-Gebiet. Die beiden ersten genannten liegen unbestreitbar außerhalb des durch den Congo-Vertrag berührten Gebietes, das letztere fällt in dasselbe hinein. Der Vertrag stellt als Freihandelsgebiet jene breite Zone Mittelafrikas hin, deren nördlicher Grenze vom 5. Grade nördlicher Breite am Indischen Meere beginnt und bei $2\frac{1}{2}$ Grad südlicher Breite den Atlantischen Ocean trifft. Seine südliche Grenze beginnt beim Indischen Ocean südlich vom Zambezi, steigt an dessen südlichem rechten Ufer hinauf bis zur Niederlassung Sena, welche oberhalb der Einmündung des Norden aus dem Nyassa-See kommenden Nebenflusses Schire liegt. Bei Sena kreuzt die Freihandelsgrenze den Zambezi und steigt nun auf der Wasserscheide zwischen Zambezi und Schire nordwärts, indem sie das Schire-Gebiet samt dem Nyassa-See der Freihandelszone einverleibt, das obere Zambezi-Gebiet aber unberührt läßt. Matebele-Land und Mashona-Land liegen aber südlich vom Zambezi, also außerhalb des dem Vertrag der Congo-Conferenz unterworfenen Gebietes. Hier braucht England sich die Einmischung eines Dritten auf Anrufung Portugals nicht gefallen zu lassen. Es war Englands alleinige Sache, ob es die Durchsetzung seiner Ansprüche mit Drohungen erzwingen wollte oder nicht. Gegen Verträge, insonderheit gegen das Völkerrecht, hat es damit nicht gehandelt. Und hier war gerade die schädliche Wirkung portugiesischer Zölle zu fürchten; hier ist das Land, das nach dem Plane der Portugiesen die Verbindung zwischen den östlichen und den westlichen Beziehungen herstellen sollte.

Die englischen Forderungen erstreckten sich indeß auch auf die Räumung des Schiregebiets; auch diejerhalb richtete es die Drohung gewaltsamem Einschreiten nach Lissabon, falls man ihm nicht willens wäre. Und dazu hatte es kein Recht. Der Art. 12 der Congo-Acte lautet: „Falls sich zwischen den Mächten, welche die gegenwärtige Akte unterzeichnen, oder denselben, welche etwa in der Folge derselben treten, ernste Meinungsverschiedenheiten mit Bezug auf die Grenzen

oder innerhalb der Grenzen der im Art. 1 erwähnten und dem Freihandelsystem unterstellten Gebiete ergeben, so verpflichten sich jene Mächte, bevor sie zur Waffengewalt schreiten, die Vermittlung einer oder mehrerer der befriedeten Mächte in Anspruch zu nehmen. Für den gleichen Fall behalten sich die gleichen Mächte vor, nach ihrem Ermessen auf ein schiedsrichterliches Verfahren zurückzugreifen.“ Diesen Artikel hat England mit Bezug auf das Schiregebiet nicht beachtet.

England hat überhaupt im Gefühl seiner großen Stärke den Portugiesen möglichst den Weg des Schiedsgerichts abzuschneiden wollen. Begreiflich genug! Denn der Prozeß der Waffen müste seinen Spruch gegen Portugal fallen, das Schiedsgericht könnte auch den Portugiesen Recht geben. Schiedssprüche haben den Engländern zumeist kein Glück gebracht; im Alabama-Falle wurde es durch die Schweiz zu schweren Entschädigungen an die Vereinigten Staaten verurtheilt; den Puget-Sound sprach der Deutsche Kaiser den Amerikanern zu und Delagoa-Bay verlor es durch den Spruch Mac Mahons an Portugal. Die kleinere Macht sucht natürlich nach dem Schiedsgericht, wenn sie anderthalb sicher der Gewalt unterliegen muß. Diesen Weg hat sich die Regierung von Lissabon durch einen schlauen Schachzug offen gehalten. Der portugiesische Minister des Auswärtigen, Barros Gomez, antwortete auf die Drohungen Lord Salisbury's, seine Regierung gebe der englischen Forderung nach, indem sie sich in jeder Hinsicht die Rechte der portugiesischen Krone auf die erwähnten afrikanischen Gebiete sowie auch das ihm laut Art 12 des Congo-Vertrages zustehende Recht auf Vermittlung oder Schiedsgericht vorbehalte. Die formelle Anrufung des Schiedsgerichts ist bisher noch nicht erfolgt.

Das übrige Europa, insonderheit Deutschland, braucht sich bei dieser Sachlage nicht zu beunruhigen. Es hat allen Grund, das südl. Zambesiland (Matebele- und Mashonaland) lieber in den Händen der Engländer als in jenen der Portugiesen zu sehen, und das Schireland, wo Portugal dem Zwange des Freihandelsvertrages ausgesetzt ist, wird einem schiedsrichterlichen Spruch zu unterwerfen sein, wobei wahrscheinlich dem Deutschen Kaiser und dem Könige von Belgien das entscheidende Wort zustehen wird.

Die Besorgniß, daß Englands Übermacht allzugroß werde, brauchen wir wahrlich nicht zu hegen. Die Epigonen Pitts und Wellingtons sind zwar etwas brüsk gegen die Schwachen, aber gegen Stärkere, wie Russland, Frankreich, Amerika, geben sie so leicht nach, daß wir ihnen im Gegenteil einen etwas steiferen Rücken wünschen. Englands militärische Kräfte werden durch solche Unternehmungen nicht gestärkt, sondern eher noch mehr in Anspruch genommen. Und überdies haben wir nicht zu fürchten, daß dieselben je auf Seiten unserer Gegner sein werden. Wächst Englands wirtschaftliche Stellung in Afrika, so haben wir wenigstens nicht zu fürchten, daß es sie im protectionistischen Interesse gegen Deutschland ausnützen wird.

Deutschland.

Breslau, 27. Jan. [Der deutsch-tschechische Ausgleich.] Über die auf den Wiener Conferenzen zwischen den Vertretern der Deutsch-Böhmen und der Altzechen getroffenen Vereinbarungen liegen ausführliche Mittheilungen vor, welche zeigen, daß beide Parteien einander entgegengestellt sind, daß sie nicht einig sind auf der Erfüllung ihrer Ansprüche beharrt haben; und nur auf solche Weise war es ja möglich, zu einem befriedigenden Ende zu gelangen. Heute einlaufende telegraphische Nachrichten melden, daß die Versammlungen der deutschen und tschechischen Abgeordneten, die Vertreter der verfassungstreuen wie der feudalen Großgrundbesitzer einstimmig ihre Zustimmung zu den Vorschlägen des Wiener Schlussprotokolls erklärt haben. Die Besuche, welche die Führer der beiden Parteien in den Versammlungen der ehemaligen Gegner abstatteten, die freundliche Aufnahme, welche ihnen zu Theil wurde, lassen erkennen, daß gegenwärtig in beiden Lagern die größte Befriedigung über den anscheinend gesicherten Ausgleich und ein ernster Wille zur Befähigung der versöhnlichen Gesinnung herrschen. Die Jungzechen freilich halten mit ihrer Stellungnahme zu den Wiener Beschlüssen noch zurück; allein auch sie stehen dem Gedanken einer Aussöhnung keineswegs von vornherein feindlich gegenüber: sie bereiten eine eingehende Prüfung des Schlussprotokolls vor, von der es freilich noch zweifelhaft ist, ob sie zu einem ablehnenden oder zustimmenden Resultat führen wird. In jedem Falle aber, selbst wenn die Jungzechen die vorgelegten Bedingungen friedlichen Zusammenlebens verwerfen sollten, darf man mit Bestimmtheit erwarten, daß die Verständigung zwischen den Deutschen und Altzechen zu Stande kommt, daß somit die Deutschen ihre Abstinenzpolitik aufgeben, wieder in den böhmischen Landtag eintreten und mit Lust und Liebe an der Verwaltung und Gesetzgebung ihres Landes mitwirken werden. Dieser Zusammenschluß der gemäßigten Elemente würde ihnen Stärke genug verleihen, um gemeinsam die ausschweifenden Pläne und Forderungen nationalistischer Heißsporne abwehren zu können, während ihre Spaltung diesen nur Nutzen bringen müßte. Die Verhältnisse in einem Lande mit einer aus zwei verschiedenen Nationalitäten gemischten Bevölkerung sind überaus schwierig; und nur bei aufrichtigem guten Willen von beiden Seiten ist eine friedliche, forschende Entwicklung zu erwarten. Wir haben immer die Haltung der intransigenten deutschen Elemente nicht weniger als die der intransigenten tschechischen Elemente mißbilligt; denn beide verstehen es nicht, der gegebenen Sachlage Rechnung zu tragen. Nunmehr begrüßen wir den Ausgleich als ein sehr erfreuliches Ereignis. Zwischen den Deutschen und den Tschechen mögen immerhin noch beträchtliche politische Meinungsverschiedenheiten bestehen bleiben. Segenreiche Früchte werden dem Kampf der Meinungen erst erwachsen, wenn die nationale Verbitterung daraus entfernt ist. Wir Reichsdeutschen haben stets mit diesem Bedauern die traurigen Wirren jenseits der böhmischen Grenze betrachtet. Jetzt erfüllt es uns mit Genugthuung, daß wir hoffen dürfen, unsere Stammesgenossen werden nicht länger über die Verlegung ihrer Rechte zu klagen haben. Hinzu kommt, daß wir in dem österreichisch-ungarischen Staate einen um so mächtigeren Bundesgenossen haben werden, je mehr die Zwiespältigkeiten zwischen den einzelnen Völkerstaaten einträchtigem Zusammenleben weichen müssen. Möglicherweise wird der tschechisch-deutsche Ausgleich auch auf die Politik der österreichischen Regierung Einfluß gewinnen. Das Cabinet Taaffe, das „Versöhnungsministerium“, dessen bisherige Politik eine immer

weitergehende Entfernung der verschiedenen unter dem habsburgischen Seepfer vereinigten Nationalitäten herbeigeführt, hat nun den ersten wirklichen Versöhnungsact zu verzeichnen; die Wiener Regierung hat bei dem Ausgleichsvertrag nach Kräften mitgeholfen. Wie die Dinge liegen, ist anzunehmen, daß sie „der Noth geborhend, nicht dem eigenen Triebe“ ihre Entschlüsse gesetzt hat. Die unvermuteten Erfolge der Jungzechen bei den letzten böhmischen Landtagswahlen möchten der Wiener Regierung wie ihren Freunden, den Altzechen selbst, es als räthlich erscheinen lassen, lieber den billigen Ansprüchen der Deutschen nachzugeben, als sich den Gefahren eines Angriffs von zwei Seiten auszuzeigen. Als vor einigen Monaten Fürst Schönburg Ausgleichsverhandlungen einzuleiten sich bemühte, verweigerten die Deutschen ihre Beileidigung, bevor ihnen gewährleistet wäre, daß von der Verwirklichung des sogenannten „böhmischen Staatsrats“ keine Rede sein könne; da vor einigen Wochen regierungseitig eine solche Erklärung im Reichsrath abgegeben worden ist, waren sie sogleich bereit, an dem Versöhnungsvertrage mitzuarbeiten. Ein hauptsächliches Verdienst an dem Zustandekommen des Ausgleichs ist aber ohne Zweifel dem Kaiser Franz Joseph selbst zuzuschreiben. Er war es müde, den fruchtlosen und die Kräfte aufreibenden Zankereien zuschauen. Seine Initiative ist in dem Verhalten der österreichischen Regierung zu erkennen; und er hat sich dadurch von Neuem einen wohlgründeten Anspruch auf den Dank aller Wohlentenden erworben. Wir wollen nur wünschen und hoffen, daß der gegenwärtig hergestellte modus vivendi zu einem dauernden, segenbringenden Frieden ausreisen möge.

* Berlin, 26. Januar. [Tages-Chronik.] Im preußischen Justizministerium wird mit Eifer an der Beratung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuches gearbeitet. Die erste Commission, welche das erste Buch, den „Allgemeinen Theil“, zu bearbeiten hatte, ist bereits nahezu mit ihrer Aufgabe fertig, und zu einer Reihe wichtiger Grundsätze hat das Justizministerium bereits Stellung genommen. Die zweite Commission, der das Schulrecht zugeschlagen ist, der „Königl. Blg.“ zufolge, mit ihren Beratungen schon so weit fortgeschritten, daß in Aussicht hat genommen werden können, schon im Anfang nächsten Monats eine dritte Commission einzusehen, die das Sachen-recht zu erörtern haben wird.

Der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, hat an die königlichen Regierungen folgenden Erlaß gerichtet: Der Aufstand an Streustroh, welcher durch die ungünstige Crude des vergangenen Jahres in einem großen Theil der Monarchie veranlaßt worden ist, und der hierdurch ungewöhnlich gestiegerte Begehr nach Waldstreu und anderen Ersatzmitteln legt die Frage nahe, ob nicht aus den der königlichen Forstverwaltung unterstellten Mooren in erweitertem Umfange Waldstreu abgegeben werden kann, zumal solche sogar aus dem Auslande unter Aufwendung sehr erheblicher Transportkosten von den Landwirthen bezogen werden ist. Die königliche Regierung wolle deshalb erwägen, welche zur Waldstreugewinnung geeigneten Flächen in den dortigen Forsten vorhanden sind, und binnen drei Monaten Vorschläge wegen der Ausbeutung machen, damit thunlichst noch im laufenden Jahre hiermit vorgegangen werden kann. Auch da, wo desfalls keine Untersuchungen bereits ange stellt sind, ist eine, in inzwischen gestiegenen Bedürfnis nach Ersatzmitteln für Stroh Rechnung tragende erneute Erwägung der vorliegenden Frage erforderlich. Im Allgemeinen muß es zwar als erwünscht bezeichnet werden, die Ausbeutung der zur Waldstreugewinnung geeigneten Moore der Privatindustrie zu überlassen. Wo indessen geeignete Unternehmer fehlen, wird nach Umständen die Forstverwaltung selbst die Herstellung der Waldstreu bewirken müssen. Ich bemerke schließlich, daß es mir in erster Linie nicht auf die Steigerung der Forsteinnahmen, sondern vielmehr darauf ankommt, einem fühlbar gewordenen Bedürfnisse der Landwirtschaft abzuhelfen. Demnach darf der Umstand, daß durch die Gewinnung der Waldstreu keine namhafte Reineinnahme zu erzielen ist, von deren Herstellung nicht abhalten.

[Der Wahlauftritt der Deutschen-Conservativen] ist erschienen. Derde wirkt einen Rückblick auf die Thätigkeit des letzten Reichstages, der die Wehrhaftigkeit des Reiches gesichert, die Finanzen des Reiches auf festen und dauerhaften Grundlagen gestellt und der Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter seine Fürsorge zugewendet habe. „Die kleinlich makelnde Kritik der Gegner soll uns die Freude an dem Errungenen nicht trüben“, so fährt der Aufruf fort; aber es seien noch schwere Aufgaben zu erfüllen. „Die sozialdemokratische Bewegung, welche in ihren lebten Zielen auf die Verhinderung aller Grundlagen unserer Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet ist, welche im Bunde mit den Revolutionären aller Länder die sociale Republik erstrebt, läßt schwere Erschütterungen unserer staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse befürchten. So ist es für alle conservativen Männer ernste Pflicht, mit ganzer Hingabe einzutreten für die Grundlagen unseres Staatslebens — Kirche, Monarchie, Familie — für die Wahrung unserer Gesetzgebung und nationalen Einheit; zu wirken in der Gesinnung echten Christenthums mit deutscher Treue für die Erhaltung des inneren Friedens im gesamten Leben des Volkes und für die gleichmäßige Förderung der Wohlfahrt aller seiner Klassen.“

[Zur Wahlbewerbung.] Die „Sieg-Laune-Zeitung“ schreibt: Wiederhol können wir die bestimmte Erklärung abgeben, daß die Nachricht der Kreuzzeitung: „den Nationalliberalen des Wahlkreises sei von der Centralleitung in Berlin die strikte Weisung zugegangen, am Cartell zuftauchen und den Hofprediger Stöber zu wählen“, auf Unwahrheit und Erfindung beruht. Es ist bis zur Stunde nichts derartiges erfolgt.

In Magdeburg ist der Kandidat der Nationalliberalen Herr Stadtbaudrath Hobrecht (Berlin), ein Bruder des ehemaligen Ministers. Der bisherige Vertreter Magdeburgs, Stadtrat Duignan, hat eine Wieder-aufstellung abgelehnt. Der Kandidat der Socialdemokraten ist Herr von Vollmar.

Aus Bielefeld wird geschrieben, daß ein Theil der Conservativen im Verein mit den wenigen Freiconservativen und den Nationalliberalen einen eigenen Kandidaten gegen Hammerstein aufstellen wird. Und zwar soll die Proklamation der Kandidatur schon in den nächsten Tagen erfolgen. In Aussicht genommen ist der in Bielefeld wohnhafte Landgerichtspräsident Herr v. Kunowsky, eine Persönlichkeit, über deren orthodox-conservative Gesinnung jeder Zweifel ausgeschlossen sein darf.

In München ist der Versuch, ein Zusammengehen der Freisinnigen mit den Nationalliberalen bei den Wahlen zu bewirken, gescheitert. Die freisinnige Partei in München stellt einen eigenen Kandidaten in der Person des Herrn Seyboth auf. Über die Vorgänge, welche hierzu geführt haben, wird die „Voss. Blg.“ aus München, 24. Januar, geschrieben: Schon seit langerer Zeit war innerhalb der freisinnigen Partei der Eindruck vorhanden, daß der jüngste Ausschuss der nicht ultramontanen Wählerschaft nicht recht ziehe und daß er hinsichtlich einer Einigung über den gemeinsamen Kandidaten keine übermäßige Bereitwilligkeit zeige. Jetzt hat er zwar die Bedingungen des

Männer der Bande des Generals hatten sich zusammen gefunden, um den Verräther zu züchtigen. Von allen Seiten erschollen wilde Rufe: „à mort, à mort le trahit! Démission, démission!“ Vor Allem geredeten sich der Deputierte Gouffot wie toll: er prügelte auf Martineau los, wobei er von seinen würdigen Kumpaten auf's kräftigste unterstüzt wurde. Der Scandal und die Wut der Boulangisten erreichten ihren Höhepunkt, als ein an den Redakteur der „Cocarde“ Castelin von Boulonger gerichtetes Telegramm zur Verlesung gelangte, welches folgende Fassung hatte: „Wenn Ihr es für nothwendig befinden solltet, den Verräther Martineau zu bestrafen, so lasst ihm doch in meinem Namen noch eine besondere Züchtigung zu Thiel werden, da er es gewagt, meinen Namen in die thörichte Verlückung zu verwickeln, die er gegen Euch gerichtet!“ Martineau erklärte daraufhin, sich jetzt nicht explicieren zu können, da er eine Ehrensache zu reguliren habe. Er würde in einer Vollversammlung, die die Boulangisten einberufen sollten, die gewünschten Erklärungen geben. Die Versammlung ließ sich aber durch diese Worte nicht beruhigen; man stürzte vielmehr von allen Seiten auf Martineau ein und riß ihn von der Rednerbühne herab. Als der in die Falle gegangene Deputierte sich der Ausgangsthür nähern wollte, verriegelte man diese, und zerrte Martineau in den Saal zurück. Dieser erkannnte nun den Ernst der Situation; da er Messer und Waffen aller Art gegen sich erhoben sah, erschien ihm die Angst und er versprach, seine Demission als Deputierter geben zu wollen. Aber mit diesem Versprechen ließ sich die Bande nicht abspeisen. Er sollte auf der Stelle auf ein mit einer Stempelmarke versehenes Papier, das einer der Anwesenden schnell herbeigeholt, niederschreiben, daß er auf sein Mandat verzicht leiste. Eingeschüchtert durch diese Drohungen und die gegen ihn erhobenen Stöcke und Waffen, unterschrieb Martineau endlich die folgendermaßen abgesetzte Erklärung: „Ich Endesunterzeichneter gebe meine Demission als Deputierter des ersten Wahlbezirkes des 19. Pariser Arrondissements.“ Der Präsident der Versammlung versprach, diesen Bittel dem Kammer-Präsidenten zulernen lassen zu wollen. Einige Personen, die durch die zahlreichen verabredeten Getränke stark aufgereggt worden, wollten trotzdem Martineau nicht gehen lassen, sie drohten, den Verräther fast zu machen. Indessen hatte eine Zahl ihrer Freunde sich noch so viel Kaltblütigkeit bewahrt, um dem Neuersten vorzubeugen, sie geleiteten Martineau, indem sie ihn mit ihren Körpern schützen, zur Thür. Martineau, dessen Kleider vollkommen zerissen waren und dessen Gesicht und Hände zahlreiche Verwundungen aufwiesen, ließ sich in einem Wagen nach Hause bringen, wo er von den Aufregungen erschöpft, ohnmächtig zusammenbrach. Die Boulangisten werden von dieser erzwungenen Abdankung Martineau's keinen Nutzen haben. Der mißhandelte Deputierte hat sofort den Sachverhalt dem Präsidenten der Kammer auseinandergelegt, und dieser hat beschlossen, die Demission nicht zu acceptieren, ja nicht einmal den Brief, in dem dieselbe enthalten sein sollte, in Empfang zu nehmen, da nur eine Demission, die von einem Deputierten selbst an den Präsidenten gerichtet ist, Gültigkeit für denselben hat. Da die Freunde des „braven Generals“ jetzt zu offenen Gewaltthätigkeiten ihre Zuflucht nehmen, wird man mit diesen catinarianischen Existzen wohl bald fertig zu werden wissen. Von der unglaublichen Frechheit dieser Leute zeugt übrigens auch der Umstand, daß Laguerre gestern trotz der über ihn verhängten Censur sich in die Commission, welche zur Prüfung der Wahl seines Gesinnungsgenossen Bacher in Tulle eingesetzt worden, zu dringen versuchte und nur mit Gewalt von seinem Vorhaben abgehalten werden konnte. Interessant ist ferner auch die Erscheinung, daß in den boulangistischen Journals von einer neu zu bildenden Versicherungsgesellschaft Agenten gesucht werden, die gesinnungstreue Boulangisten sein müssen, an liebsten wegen ihrer politischen Meinungen verabschiedete Beamte. Die Regierung wird auf diese eigenartige Gesellschaft Acht geben müssen, da man jetzt wirklich alle Veranlassung hat, gegen die boulangistischen Machinationen zur Aufrechterhaltung der Ordnung energisch vorzugehen. — Der „Radical“ fordert in gesperrten Lettern von der Re-

gierung eine Erklärung darüber, ob man auch genügend den Umstand beachtet, daß das Laboratorium des Schweden Alfred Nobel, der angeblich den Mächten der Tripel-Allianz das rauchschwache Pulver liefere und seit langen Jahren in Paris wohne, sich in der Nähe der nationalen Pulverfabrik von Sevran Livry befindet, in der das rauchlose Pulver für die französische Armee hergestellt wird! Der „Radical“ beargwohnt somit Nobel, eine Art Spionenrolle zu spielen und das Geheimnis des rauchlosen Pulvers den Franzosen abgelauscht zu haben, obwohl bekannt ist, daß Nobel seine Entdeckung bereits gemacht hatte, als die Franzosen noch garnicht an die Herstellung des rauchlosen Pulvers dachten!

A f r i k a.

[Stanley's Aufenthalt in Egypten.] Außer Osman Pascha Nasaut, dem offiziellen Vertreter des Khedive, und Dr. Abbate Pascha, dem Vorsitzenden der geographischen Gesellschaft in Kairo, und Mason Bay, dem früheren Gouverneur der Aequatorial-Provinzen im Sudan, hatten sich in Suez, so wird der „Magd. Zug.“ unter dem 17. d. Ms. aus Kairo geschrieben, am Montag eine ganze Schaar von Zeitungsberichterstattern versammelt, alle mit der unerschütterlichen Absicht, Stanley lebend oder tot zu interviewieren. Erwartungsvoll drängte sich Alles am Hafen und auf der Yacht des Khedive zusammen, bis endlich gegen drei Uhr Nachmittags ein Schiff sichtbar wurde, das man schon in der Ferne in dem weiten Streifen auf dem schwarzen Schornstein als ein Boot der British India-Compagnie erkannte. Es war die „Katoria“, welche Stanley trug. Es war ein erfreulicher, feierlicher Moment, als nun Alle so rasch als möglich an Bord der „Katoria“ eilten, um den berühmten Reisenden zu begrüßen. Stanley schüttelte nach der Reihe allen Anwesenden herzlich die Hand. Er trug einen einfachen carriert Anzug von englischem Stoff und auf dem ganz weiß gewordenen Haar einen Helm aus weißer Leinwand mit breitem Schirm. In der Hand hielt er einen Stock mit goldenem Knopf. Um ihn gruppirten sich seine Begleiter, Bonny, Zephont, Nelson, Stairs und Dr. Park. In Kairo, wo der Zug am Dienstag um $\frac{1}{2}$ Uhr Mittags eintraf, wurde Stanley am Bahnhof, trotz des strömenden Regens, von einer ungeheuren Menschenmenge erwartet. Als Vertreter des Khedive fungirte hier der Oberceremonienmeister Abdurrahman Pascha Roudby, außerdem waren auch Sir Evelyn Baring und General Grenfell, der Commandant der englischen Truppen, zugegen. Hauptmann Coquilhat vom belgischen Generalstab vertrat den König Leopold von Belgien, in dessen Auftrag er Stanley ein eigenhändiges Glückwunschschriften des Königs überreichte. Der vierjährige Hofnager, in welchem Stanley alsdann direct nach dem Palast des Khedive fuhr, wurde von Abtheilungen egyptischer und englischer Cavallerie escortirt. Der Khedive bereitete Stanley den liebenswürdigsten Empfang und verließ ihn sofort den Groscordon des Medjidie-Ordens. Vom Palais aus fuhr Stanley nach dem „Hotel Sheppard“. Im Laufe des Nachmittages hatte Stanley noch eine zweite, stundenlange Unterredung mit dem Khedive. Während dieses Besuches war im Hotel Sheppard die Stunde des Diners herangerückt, aber sämtliche Gäste weigerten sich zu Tisch zu gehen. Sie wollten auf Stanley warten, der bestimmt zugesagt hatte, an der Table d'hôte teilzunehmen. Mit einer Stunde Verzögerung traf der berühmte Gast denn auch wirklich ein. Am Donnerstag Abend gab der Khedive zu Ehren Stanleys im Palais Abdin ein Diner von sechzig Gedekken. Stanley aß sehr wenig. Er glaubt, sich seine unerschütterliche Gesundheit gerade dadurch am Besten zu erhalten, daß er Tags über sehr oft, aber stets nur in geringen Quantitäten, Nahrung zu sich nimmt. Über seine weiteren Reisepläne sprach sich Stanley auf diesem Diner dahin aus, daß er am 27. d. Ms. Egypten zu verlassen gedenke. Ehe er dann nach Belgrad und England geht, will er aber noch erst einige Zeit im südlichen Europa verweilen, um sich nicht einem allzu plötzlichen Wechsel des Klimas auszusetzen. Neben die Resultate seiner afrikanischen Ex-

pedition zeigt sich Stanley offen Unfragen gegenüber ungern verschlossen. Einem Berichterstatter des „Phare d'Alexandrie“ gegenüber äußerte Stanley, daß er eine Colonisation Central-Afrikas sehr wohl für möglich halte. Es sei dies eine einfache Geldfrage und auch die größten Schwierigkeiten würden sich überwinden lassen, wenn man die notwendigen Eisenbahnen anlegen könnte. Stanley ist durchaus nicht für allzu gewaltsame Maßregeln eingetragen, aber ein allgemeines Verbot der Einführung von Waffen nach Afrika hält er für absolut erforderlich. Während seines Aufenthaltes auf dem Hochplateau am Albert-Nyanza-See hat Stanley bereits den größten Theil seiner Reiseerlebnisse zu Papier gebracht. Mit Begeisterung erzählt er von dem weiten entzückenden Landstrich an den Abhängen des Ruwenjori. Dort gedeihen alle Pflanzen der tropischen und der gemäßigten Zone. Die Einwohner dieses glücklichen Landes erscheinen gar nicht wie Neger, sondern erinnern mit ihren regelmäßigen Zügen und ihrer hellen Hautfarbe außerordentlich an die Gallas. Am meisten ist Stanley erstaunt über die kolossale Verschiedenheit in den Lebensgewohnheiten der verschiedenen Stämme Afrikas. Seine Zanzibariten sind auf der Reise fast alle zu Grunde gegangen. Die Zwerge, die er aus den Wäldern mitnahm, haben die Küste nicht erreicht, überhaupt gehörten die Stämme, die in den Wäldern zu leben gewohnt sind, im offenen Lande rasch zu Grunde und die Bewohner des Hochplateaus können das Klima der Ebene nicht vertragen. Über den Empfang, welchen Major Wissmann und seine Offiziere dem Reisenden in Mpwapwa bereitet haben, spricht Stanley nur im Ausdrücken des wärmsten Lobes und herzlichsten Dankes und auf's Liebste bedauert er es, daß Emin Pascha ihn nicht nach Kairo zu begleiten vermochte.

Bon der Influenza.

Auf der Suche nach dem Erreger der Influenza ist, wie die „Post“ schreibt, Prof. Dr. Ribbert, Director des pathologischen Instituts in Bonn, als Erster zu einem beachtenswerten Ergebnis gelangt. Wenn gleich seine Beobachtungen nicht einen unanfechtbaren Beweis für ihre Richtigkeit in sich bergen, so haben sie es doch sehr wahrscheinlich gemacht, daß ein schon längst bekannter Mikroorganismus, der insbesondere als Urheber vieler Eiterungsprozesse erkannt worden ist, der Streptococcus pyogenes, auch der Erreger der Influenza ist. Wie der Name andeutet, ist dieser Bakillus kennlich durch seine Form und Anordnung, nämlich die verlängerte Anordnung kleiner Kugelchen. Diesen charakteristischen Mikroorganismus fand Prof. Ribbert in seinem eigenen Ausswurf, als er an Influenza erkrankt war, sowie auch in dem Lungengewebe und in dem Luftröhrenschleim von Influenza-Leichen in so großer Menge, daß er an dem Zustandekommen der Erkrankung nach menschlicher Erwägung einen Anteil haben muß. Am meisten haben die Befunde an zwei Influenza-Leichen Beweiskraft, bei denen diese Erkrankung selbst und nicht, wie es meist der Fall zu sein pflegt, eine hinzugetretene Lungentzündung die Todesursache war. Auch in jenen beiden Fällen, in denen die Luftröhre und die Lungen von allen pathologischen Veränderungen frei waren, fanden sich in den Geweben die Streptokokken in großer Masse. Man kann sich die Wirkung dieses Bacillus als Erreger der epidemischen Erkrankung in der Weise erläutern, daß man annimmt, der Bacillus habe sich plötzlich aus unbekannten, vielleicht klimatischen Gründen in ungeheurer Menge vermehrt, in der Atmosphäre sich weit hin verbreitet, zumeist durch die Atmung den Weg in den menschlichen Körper gefunden, in selteneren Fällen, wo die Influenza einen abweichenden Verlauf nimmt, durch den Verdauungssystem.

In der Berliner Charité wurden, wie Generalarzt Dr. Mehlbaum nach der „Berliner Klinischen Wochenschrift“ jüngst in der Gesellschaft der Charitéärzte mittheilte, von dem ärztlichen, Beamten- und Wärterpersonal, das etwa 600 Personen stark ist, nicht weniger als 61 p.C. von der Influenza besessen.

Provinzial - Zeitung.

Breslau, 27. Januar.

Das größere der beiden hiesigen Cartellorgane beginnt den Wahlkampf auf publicistischem Gebiete mit einem Artikel, welcher zu unserem lebhaften Bedauern zeigt, daß die vor einiger Zeit von dem Vorsitzenden des Neuen Wahlvereins geäußerte Ansicht, es empfehle

Makart's Ariadne.

Im österreichischen Kunstverein in Wien ist zur Zeit Makart's „Ariadne“ ausgestellt, über welches das Wiener „Fremdenblatt“ schreibt:

Wer jetzt die Abendausstellung im Schönbrunnerhaus betritt, merkt schon im Borgenach, daß weiter hinein etwas Besonderes vor geht. Da ist ein großes Zimmer voll Farbe, so mächtig und prächtig, daß man glaubt, sie müsse die ganze Luft durchfärben und bei geschlossener Thür zum Schlafloch herausströmen, wie ein Streifen Sonnenlicht. Das ist Makart's „Triumph der Ariadne“. Im Jahre 1872 gemalt, frostet es vom besten Können des Meisters. Rauh in einem schottischen Schloß entrückt, nach Jahren durch einen sogenannten Zuckerkratz daraus befreit, wird es den Wienern erst jetzt bekannt. Jenen wenigen Wienern, nämlich, die statt der Laufende von einst sich heute vor einem Meisterwerk des todtan Farbenzauberers einfinden. Denn die Welt ist rund, auch die Kunswelt, und ihre Umwälzungen nehmen kein Ende. Immer siegt das Gegentheil und wird wieder besiegt vom besiegt Gegentheil. Auf die graue Rückertheit war der farbige Rausch gefolgt; nun ist er vorbei und die Kunst hat wieder die graue Schubbrille auf. Man will nicht mehr glänzen, sondern genau sehen, daß man nicht gelöscht wird. Man treibt den Farbenteufel aus und macht den Regenbogen am Himmel rückgängig, daß die heilige Sieben wieder Eins wird, jenes Weiß, mit dem man die ganze Welt umrändert, sprenkelt, bestaubt, entschattet und entfärbt. Kein Zweifel, die Makart-Zeit ist tot, einstweilen.

Und doch, man empfindet ihren ganzen Zauber wieder, wenn man in die schwüle Atmosphäre dieses Bildes tritt, dessen Malerei sogar etwas Mythologisches hat. Man sieht einen Fackelzug der Farben, der vor Allem lodern und leuchten soll, aus einem elementarischen Bedürfnis des Auges, das Feuer anzubeten. Der „Triumphzug der Ariadne“ ist jener „Jagd der Diana“ verwandt; beide stellen die nämliche Phantasiewelt dar, aus Braun und Blau gemischt und nur bestimmt, als Hintergrund für perlmutterschimmernde Arabesken zu dienen, welche aus menschlichen Gliedmaßen bestehen, aus Armen, Beinen, Köpfen und anderen Herrlichkeiten in einem Zusammenhang, den weniger die Anatomie, als das koloristische Bedürfnis bestimmt. Die Anatomie spielt da ungefähr dieselbe Rolle, wie der Text bei einer Oper; beide werden künstlerisch verrent, genial verballhornt, ihrem eigenen Gesetz zuwider, um als Träger des musikalisch-malerischen Reizes zu dienen. Merkwürdige Launen dieser Art enthält auch das Ariadne-Bild; unwillkürliche Willkürlichkeit möchte man sie nennen, zu denen sich Makart in farbentrunkenen Augenblicken immer wieder hinzuziehen ließ; farbenblind, wie ein Anderer farbenblind sein kann. Eine der geachteten Nymphen des Bildes ist nichts als ein prächtiger Krüppel; der wunderbare Silen hat ein linkes Bein, das gar nicht ahnt, um wie viel länger und dicker es ist als das rechte; die kleinen Bockengelchen gestalten sich alle anatomischen Unarten. Und dazwischen wieder spielt der Künstler unbefangen, wie ein Kind, mit den größtartigen Überlebensfertigkeiten der Kunst. Neben den anmutig verschönerten Leiblichkeit seiner Viertelgötterinnen, die in einem naiv-lüsternen Rococo-

Griechisch gedacht sind und allesamt das R nicht aussprechen können übereinstimmt er plötzlich mit einer Nymphe, die geradeswegs von Michelangelo's Mediceergräbern heruntergeholzt ist. Als ganzes Gespäck hat sie ihre klüne Lage und die eigenartig analytische Behandlung ihres Gliedergefüges mitgebracht, die noch unter der vertuschenden Hand Makart's deutlich durchklängt. Blond sind diese Schönheiten alle, blond in allen Farben des Goldes und Fleisches. Der Meister spielt diese reiche Scala auf und nieder mit seinem weichsten Anschlag. Dabei gestaltet er sich alle Freiheiten in Licht und Schatten, besonders in diesem, den er meist entschieden zöpfig konstruiert, in unerwarteten Curven über sphärische Flächen hinweg, wobei schattenlösende Reflexe unermüdlich mitscherzen. Er malt eben Schaumgeborene, oder wenigstens einem Champagnerbad entstiegene, deren Perlenglanz noch nicht getrocknet ist. Seine Phantasie hat bei solchem Darstellen die wundersamen Eingebungen; eine junge Meerfrau z. B., die im Vordergrunde mit ihrem Säugling heranztoplätschert kommt, hat das reichste schneeweisse Haar, mit prächtigen Rosen durchwunden, aber dieses weiße Haar ist keines, sondern eitel Meeresschaum, der gleich Locken von allen Seiten über ihren Nacken herabfließt. Mit dem Verstände ist das nicht zu begreifen, das Auge freut sich an dem genialen Universand. In den decorativ ausgeführten Theilen des Bildes zeigt sich jener witzige Nebermuth des Machenkönnens, den man zu allen Zeiten bewundert hat. Das Aufsehen eines charakteristischen Licates genügt dem Künstler oft, um sich ganz deutlich auszudrücken. Mit einem weißen Viertelkreis, den er keck hinstreicht, besorgt er eine ganze Zahnräthe im Munde eines kleinen Bockföhlers; mit zwei weißen Klefsen von entsprechender Form deutet er, durch Gebiß und einen Augapsel, einen im Schatten verschwimmenden Menschenkopf an; ein seltsamer heller Fleck im Baumshatten verrät die Anwesenheit eines weiblichen Wesens, von dem Alles in Allem nur die Kinnbegend deutlich zu sehen ist. Es macht ihm offenbar Freude, dem Auge Rätsel aufzugeben, die gelöst scheinen und mitunter gar nicht zu lösen sind. So ist Bachus mit etwas Prächtigem umgürtet, von dem Niemand weiß, ob es bunter Stoff oder ein geslecktes Thiersell ist. Ein Haufen schwarzer und weißer Flecken läßt sich bei einiger Uebung so sortieren, daß daraus zwei Ziegenböcke werden. Vollends bildet der wackre Tiger vor dem goldenen Wagen Ariadne's ein Durch- und Ineinander von Säbelzähnen und Kolbenzähnen des Pinsels, daß man in nächster Nähe schwer begreift, wie bei diesem Handgemenge der Tiger heil davonkommt und sogar so schreckbarlich in die Ferne zu wirken vermag.

Seien wir kurz: der „Triumph der Ariadne“ ist ein vollwichtiger Makart, in dem sich eine der glänzendsten Phasen der neueren Malerei bedeutsam spiegelt. Auch ist das Bild gut erhalten, weit besser, als die „Kaiharina Cornaro“, da sie für das Berliner Museum gekauft wurde. Ist es ein Wunder, wenn Mander sich fragt, ob nicht das die Gelegenheit wäre, für die Makartstadt Wien einen richtigen Makart zu erwerben? Und so schließt diese kritische Betrachtung mit einem Fragezeichen.

